

INHALT

Vorwort	9
Das Biologiestudium. Naturverbundenheit stößt auf Wissenschaft	10
Die goldene Zeit. Vom Promovieren und Projektbeantragen	16
Das ungrüne Pflanzeninstitut mit dem Drogenhersteller. Labortechnik, Chaos, Rechtlosigkeit	23
Das Institut des Monsterprofessors. Kalbshirne und Drangsalierungen	33
Ein kurzes Aufflammen guter wissenschaftlicher Arbeit	45
Das Institut der Professorenfreundin, der Hirsch-Index, die Gutachter und das Publizieren	49
Das Institut, das mir einen glorreichen Beginn und ein schreckliches Ende bescherte	59
Geräteherrscherinnen und Gerätefieber. Von Sprühnadeln und Polaritätswechseln	62

Kleiner Stimmungs-Atlas in Einzelbänden
Hg. Nora Sdun, Gustav Mechlenburg
Gestaltung: Christoph Steinegger/Interkool

Bd. 34 A – Albtraum Wissenschaft
Anne Christine Schmidt

© Textem Verlag, Hamburg 2023
Druck: Kerschoffset d.o.o.
ISBN 978-3-86485-286-2
www.textem-verlag.de

Ohne den umtriebigen und
begeisterten Helmut Höge wäre dieses
Buch nicht zustande gekommen.

Der Themenklausur	68	Das Wissenschaftszeitvertragsgesetz und die Industrie	137
Der Folgeantrag und das Intermezzo mit der Haushaltsstelle. Anspannungs- und Angstzustände, Arbeitsschutz und Groß- geräte	72	»Wagnis Wissenschaft«	142
Wie ich die Gunst meines Habil-Papas verlor. Was ist eigenständige Forschungs- tätigkeit, Ko-Autoren und die Huldigung ranghöherer Wissenschaftler*innen	78	Die zwingend erforderliche Arbeitswut und der Reproduzierbarkeitswahn	144
Ich rette mich von der Haushaltsstelle auf die nächste Projektstelle. Erpressungs- versuche, Arbeitszeitregelung, Fehltage, Dienstreisen – Atembeschwerden	84	Nötige Voraussetzungen für eine Karriere im Wissenschaftssystem	148
Explosion geballter negativer Energie. Drohbriefe, Diffamierungen, Mobbing	96	Die arbeitslose Wissenschaftlerin. Rückkehr zur Naturverbundenheit	150
Einzelzimmer	115	Literaturverzeichnis	155
Das verspätete Habil-Gutachten, Flucht aus dem System	118		
Coda. Was übrig bleibt	127		
Ökologische Aspekte naturwissenschaft- licher Forschungsarbeit. Hochleistungs- techniken, Stromverbrauch, Gifte	130		

VORWORT

Das vorliegende Buch handelt von meinen Erlebnissen in und mit der berufsmäßig und institutionalisiert betriebenen, aus öffentlichen Geldern und Industriemitteln finanzierten Naturwissenschaft.

Als eine der höchsten Errungenschaften der Naturwissenschaften gilt, dass man gar nicht mehr in die Natur schauen oder Experimente durchführen muss, sondern sämtliche Parameter und Zusammenhänge vom Computer errechnen lassen kann.

Ich arbeitete seit dem Beginn meiner Promotion wie eine Besessene an meinen Forschungen, veröffentlichte Publikation auf Publikation, kämpfte um Forschungsgelder und sprang von Stelle zu Stelle. Ich verließ die Universität mit 39 Jahren.

DAS BIOLOGIESTUDIUM. NATURVERBUNDENHEIT STÖSST AUF WISSENSCHAFT

Eine Verbundenheit zu Pflanzen und Tieren prägte meine Kindheit. Im Garten der Eltern arbeitete ich gern in den Blumenbeeten. Als Kind war mein Berufswunsch Tierärztin. In meiner frühen Jugend erschien in meinen Träumen ein Zauberwesen, was mich mitnahm in seinen Wald, wo es mit Bäumen und Tieren sprach und mir die Pflanzen erklärte.

Als ältere Schülerin arbeitete ich in den Ferien oft in der Apotheke. Dort konnte ich klassische Apothekerarbeiten verrichten, Salben rühren und Pulver mischen. Aber die Leiterin der Apotheke sah ich immer nur am Schreibtisch sitzen. Die schönsten Apothekerarbeiten waren mir, der Hilfskraft, vorbehalten. Aus diesem Grund verwarf ich die Idee, Pharmazie zu studieren. Ich entschloss mich für ein Studium der Biologie.

Das Biologiestudium umfasste zehn Semester. So ein Studium macht großen Spaß. Mein Talent für Chemie entwickelte sich weiter und ich fühlte mich hin- und hergerissen zwischen den chemischen und den ökologischen Fachgebieten. Besondere Faszination übten auf mich auch alle Pflanzenwissenschaften aus. Leider leitete uns der Professor für Spezielle Botanik lediglich dazu an, tagelang in Alkohol eingelegte Präparate südamerikanischer Pflanzen zu zeichnen.

Tierversuche, wie sie eine meiner Studienfreundinnen in der Arbeitsgruppe für Neurobiologie durchführte, kamen für mich nicht infrage. Über das Ausmaß der im Namen der Naturwissenschaft gequälten und getöteten Tiere gibt es zahllose Berichte.¹ Der »Newsletter Hochschule und Wissenschaft« der sächsischen Landtagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen vom Januar 2014² nennt eine erschreckend hohe Zahl von 14.516 Versuchstieren, die im Jahr 2012 allein an sächsischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen im Dienst der Wissenschaft zu Tode kamen. Damit stieg die Zahl getöteter Versuchstiere auf ein Vierjahreshoch. Insgesamt wurden im selben Jahr allein im Bundesland Sachsen 73.090 Tiere für wissenschaftliche Zwecke eingesetzt. Auch im zoologischen Grundpraktikum im ersten Semester des Biologie-Grundstudiums wurden Tiere getötet und, zum Zwecke des Studiums ihrer Eingeweide, zerstückelt. Unter anderem seziierten wir Regenwürmer und Ratten, um mithilfe des Mikroskops die Eingeweide abzuzeichnen. In einem tierphysiologischen Praktikum wurden kleine Frösche getötet, um an einem herausgerissenen Beinchen elektrisch ausgelöste Zuckungen zu beobachten.

- 1) Z. B. Eugen Drewermann: *Der tödliche Fortschritt*, 6., erweiterte u. aktualisierte Auflage, Regensburg 1990
- 2) Newsletter »Hochschule und Wissenschaft« der sächsischen Landtagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen, Januar 2014

In den Semesterferien jobbte ich im Physikalisch-Chemischen Institut der Universität. Dort beschäftigte ich mich mit Schäumungseigenschaften von Tensiden sowie mit der Messung von Oberflächenspannungen. Ich bekam einen Eindruck von den dortigen Forschungsthemen, die mich jedoch nicht sonderlich interessierten, da sie nur mit elektronischen Geräten und Computern zu erforschen waren. Es bestand eine Diskrepanz zwischen den noch mit Handarbeit zu bewerkstellenden Praktikumsversuchen, in denen man Grundlagen und Zusammenhänge der Chemie und Physik begreifen lernte, und den unzähligen, von Messgeräten ausgespuckten und mittels Computern bearbeiteten Details.

Eine der Universitäten, an der ich später als wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete, hatte einen Studiengang namens »Angewandte Naturwissenschaft«. Nach Abschluss dieses fünfjährigen Studiengangs konnte kaum einer der Doktoranden die Bäume, die vor den Universitätsgebäuden wuchsen, bestimmen. Studenten desselben Studiengangs, die ich in verschiedenen Praktika und Seminaren betreute, belächelten Studierende eines anderen Studiengangs, die Stimmen heimischer Vögel lernten. Sie selbst befassten sich mit ihrer Ansicht nach wichtigeren Dingen, für die man komplexe Geräte und elektrischen Strom benötigt. Derartige technophile Arroganz ist auch unter älteren, promovierten und professorierten, im chemischen und mathematischen Bereich tätigen Wissenschaftlern verbreitet,

was durch viele Äußerungen deutlich wird, die ich in meinem interdisziplinären Umgang zu hören bekam, insbesondere über Biologen oder Geoökologen, denen nur ein minimaler mathematisch-technischer Sachverstand unterstellt wird.

Konrad Lorenz schrieb: *Nur die Vertreter der unmittelbar einschlägigen Wissenschaften, etwa Ökologen und Psychiater, bemerken überhaupt, dass etwas faul ist in der Spezies Homo sapiens L., und gerade sie besitzen in der Rangordnung, die von der heutigen öffentlichen Meinung den verschiedenen Wissenschaften zuerkannt wird, nur einen äußerst inferioren Status. Nicht nur die öffentliche Meinung über die Wissenschaft, sondern auch die Meinung innerhalb der Wissenschaften neigt ganz zweifellos dazu, diejenigen für die Wichtigsten zu halten, die es nur vom Standpunkt einer zur Masse degradierten, naturentfremdeten, nur an kommerzielle Werte glaubenden, gefühlsarmen, verhaustierten und der kulturellen Tradition verlustigen Menschheit aus zu sein scheinen.* und an anderer Stelle: *Der richtige moderne Operationalist, Reduktionist, Quantifikator und Statistiker blickt mit mitleidiger Verachtung auf jeden der Altmodischen, die glauben, man könne durch Beobachtung und Beschreibung tierischen und menschlichen Verhaltens, ohne Experimente und selbst ohne zu zählen, neue und wesentliche Einblicke in die Natur erlangen.*³

3) Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, München 1973

Was Konrad Lorenz in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts kritisierte, bestimmt auch heute die naturwissenschaftliche Hackordnung.

Für alle Experimente und Statistiken gilt: Datensätze lassen sich immer auch anders interpretieren, wenn man für die Daten eine andere Art der Darstellung wählt. Vorgefasste Überzeugungen und Erwartungen bezüglich der Ergebnisse wissenschaftlicher Experimente steuern deren Ausgang. In der medizinischen Forschung ist dieser »Experimentatoreffekt« allgemein bekannt, weshalb klinische Versuchsreihen oft in doppelblindem Aufbau durchgeführt werden. Dabei wissen, während die Studie läuft, weder Experimentatoren noch Patienten, wer welche Behandlung erhält. Aber der Experimentatoreffekt findet in naturwissenschaftlichen Forschungen keinerlei Berücksichtigung.⁴

Was ich in meinem Studium an unzähligen Zusammenhängen lernte, benötigte ich auf meinem anschließenden Berufsweg nie wieder. Zwar arbeitete ich über ein Jahrzehnt als Naturwissenschaftlerin, doch die fachlichen Ausrichtungen lagen in von Messtechnik dominierten Gebieten. Ich wurde zur Gerätebedienerin.

Die technisierte Naturwissenschaft verschließt und entfernt sich von der Natur und preist sie zugleich als ihr Untersuchungsobjekt. Ich möchte nicht den gegenwärtigen Nutzen chemischer Analysen bezweifeln, aber auch sie sind eine Folge der industrialisierten Lebensweise: Erst verdrecken wir die Natur und dann wühlen wir im eigenver-

schuldeten Dreck herum, um diesen genauestens zu charakterisieren und uns viel darauf einzubilden, wie großartig wir dazu in der Lage sind.

4) Rupert Sheldrake: *Der Wissenschaftswahn*, München 2012

DIE GOLDENE ZEIT. VOM PROMOVIEREN
UND PROJEKTBEANTRAGEN

Als meine Diplomarbeit heranrückte, bot der damalige Professor für Allgemeine und Angewandte Botanik ein Thema in Zusammenarbeit mit einer außeruniversitären Forschungseinrichtung an, welches die Arsenaufnahme und stoffliche Umwandlung der Arsenverbindungen durch Pflanzen auf Altlastenstandorten des Zinnerzbergbaus behandelte. Da die praktische Durchführung der Thematik in der chemisch-analytischen Abteilung des Forschungszentrums geplant war, schien mir diese Kombination eine gute Möglichkeit zu sein, Botanik, Ökologie und Chemie zu verbinden. Eine Ansammlung analytischer Messgeräte und Computer stand im Mittelpunkt des Geschehens. Biologische Proben sollten hinsichtlich ihrer Gehalte verschiedener chemischer Elemente und Verbindungen analysiert werden. In Bezug darauf galten die aus pflanzlichen Ursprungsmaterialien zu präparierenden Proben wegen ihrer komplexen Zusammensetzung als schwer handhabbare Matrix. Zunächst zog ich Pflanzen in von einer Bergbauhalde geholtem Schlamm in einem einfachen kleinen Gewächshaus auf. Nach einiger Zeit meinten meine Betreuer, die Bedingungen darin hinsichtlich Luftfeuchtigkeit, Lichtintensität, Beleuchtungsdauer und Temperatur seien zu unkontrolliert. Daraufhin zogen meine Versuchspflanzen in sogenannte

Phytokammern um, um unter kontrollierten Bedingungen zu wachsen. Von nun an sahen sie keine Sonne mehr. Die Phytokammern waren licht- und außenluftdichte Schränke. Solche Verfahren muten unnatürlich an; man benötigt aber laut wissenschaftlichem Konsens einen vergleichbaren Bezugspunkt. Reflektiert dies dann wirklich die natürliche Situation der auf einer Bergbauhalde sich ansiedelnden Pflanzengemeinschaft? In allen Zweigen der Naturwissenschaft herrscht die Mode, sich möglichst physikalischer und vor allem mathematischer Methoden zu bedienen, »und zwar gleichgültig, ob diese für die Erforschung des betreffenden Objekts Erfolg versprechen oder nicht«. ⁵ Zehn Jahre später verwickelte mich einer meiner Kollegen abermals in eine Diskussion über meine neuerlichen Pflanzenanzuchten. Er kritisierte wie dereinst meine Promotionsbetreuer die unkontrollierten Wachstumsbedingungen und schlug wieder vor, die Pflänzlein unter technisch geregelten Licht-, Temperatur- und Feuchtebedingungen zu kultivieren, damit sie immer denselben Stoffwechselstatus aufweisen und folglich auch stets reproduzierbare Metallgehalte akkumulieren – seltsam war nur, wenn wir die Pflanzen in den Phytokammern anzogen, zeigten sie im Winterhalbjahr keinerlei Wachstumsfreude, obwohl sie doch von der draußen herrschenden Jahreszeit eigentlich gar nichts mitkriegen sollten.

5) Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, München 1973